

Die Suche nach Freundschaft und Wahrheit

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **52 (1977)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Noch etwas zum Thema Mütterlichkeit, von der Alice Schwarzer in ihrem Büchlein «Der kleine Unterschied» und in ihrem Blatt «Emma» behauptet, sie sei eine Erfindung der Männer. Wie erklärt sie sich die Tatsache, dass viele kinderlose Ehefrauen sich sehnlichst Kinder wünschen und von Pontius zu Pilatus rennen, um herauszufinden, warum sie keine Kinder bekommen? Es kann ja auch am Ehemann liegen, dass sich die heissersehten Sprösslinge nicht einstellen. Warum reissen sich kinderlose Ehegatten um Pflegekinder, die sie später adoptieren wollen? Da die Zahl der unehelich geborenen Kinder gewaltig gesunken ist, sind Pflegekinder Mangelware geworden. Sie werden aus Indien, Korea und Vietnam eingeflogen – und gehen weg wie warme Weggli.

Eine Genossenschafterin sagte mir, ihre Tochter sei todunglücklich, weil sie keine Kinder bekomme. Sie hatte eine gutbezahlte Stelle, hatte jedoch ihrem Chef eröffnet, dass sie sofort kündigen werde, wenn ihr ein Pflegekind zugeteilt werde. Durch ein Hintertürli erhielt sie das achte Kind einer armen Familie, die nicht imstande war, das Kind zu ernähren. Beide Ehepartner schwammen in einem Meer von Glück. «Der Abendshoppen gehört mir», sagte der junge Mann. Wie das gelegentlich so geht, wurde sie kurz darauf entgegen den ärztlichen Prognosen schwanger. Folglich haben sie jetzt zwei Kinder. Nach dem neuen Adoptionsrecht können sie das Pflegekind einewäg adoptieren. Sie sind hochofren, obschon die junge Frau mit den beiden Kleinkindern fast in der Arbeit erstickt. Alice Schwarzer wird geltend machen, das rühre von der Erziehung der Mädchen zur traditionellen Rollenverteilung her. Ich kann aber nicht einsehen, weshalb sie nicht Kinder pflegen und auferziehen sollen, wenn sie sich das wünschen. Und wenn sie darauf hinweist, dass es Mütter gebe, die ihr Kind oder ihre Kinder hassen, so ist das nichts Neues. Schon Pestalozzi und Goethe haben sich mit dem Problem der Kindsmörderin befasst. Besonders allzu junge Mütter unehelicher Kinder haben ab und zu gar keine Beziehung zu dem unerwünschten Kind. Sobald es an einem Pflegeplatz untergebracht ist, kümmern sie sich nicht mehr darum.

Im Kinderspital haben wir eine Abteilung für misshandelte Kinder. Man nimmt an, dass die Dunkelziffer misshandelter Kinder grösser ist, als man denkt. Das ist ein äusserst trübes Kapitel. Daneben haben wir aber auch junge Mütter unehelicher Kinder, die sich sehr um das Kind bemühen und die man unbesorgt in die elterliche Gewalt einsetzen kann. Die gefühlsmässige Bindung der Mutter an das Kind ist keine Erfindung der Männer. Was diesen wilden Feministinnen nicht alles einfällt!

Die Suche nach Freundschaft und Wahrheit

Nicht nur unsere Heranwachsenden in der Schweiz, sondern auch jene in anderen Ländern werden mit einer Welt konfrontiert, die schlicht und einfach nicht mehr «in Ordnung» ist. Und wenn die Jugend von heute oftmals wegen den schillernden Möglichkeiten, gerade aufgrund ihrer Jugend und der offenen Landesgrenzen beneidet wird, so hat sie es doch unendlich viel schwerer sich zurechtzufinden, als damals wir «Mittelalterlichen». Für uns war alles um einiges problemloser, einfacher, konfliktloser; es gab schwarz und weiss, und wenn dann Papa etwa mit seinem Daumen noch die Richtung bestimmte, so konnte eigentlich nicht mehr viel passieren, weil man nicht gewohnt war, sich aufzulehnen (von Ausnahmen abgesehen).

Auch in Amerika z. B. wird heute die Jugend auf eine Welt vorbereitet, die nicht mehr unbedingt als ideal betrachtet werden muss; wir alle kennen diese Welt. Auch für Peter Jenkins, der 1973 sein Studium an der Alfred-Universität im Staate New York abschloss, war es irgendwie deprimierend, entmutigend, was er alles hören und lesen musste über sein heutiges Amerika. So hat der junge Bürger den Entschluss gefasst, selber herauszufinden, was es auf sich hat mit all dem Negativen. Er gedachte, etwa 9 Monate zu benötigen, um auf Schusters Rappen und zusammen mit seinem Hund Cooper von Alfred (NY) aus bis hinunter nach New Orleans zu wandern und dann entlang dem Mississippi wieder heimzukehren.

Es begann dies am 15. Oktober 1973, und heute, bald 4 Jahre nachher, ist Peters Marsch noch nicht beendet. Der junge Yankee ist zur Überzeugung gelangt, dass nur wandern durch ein Land nicht genug ist; er wollte Halte einschalten, er wollte arbeiten und mit den Einheimischen kurze Zeiten leben. So hat er auf diese Weise *das* Amerika gefunden, das er suchte und insgeheim erhoffte. Peter ist jetzt schon so reich an Erlebnissen, an Erinnerungen und vor allem positiven Begebenheiten, dass er sicher sein Leben lang davon zehren kann.

Zwischendurch musste Peter natürlich Arbeit annehmen, um weiter fortzukommen. Seine ursprünglichen 5000 Meilen (etwa 8000 km) wird er kaum einhalten können, denn er vermag einfach nicht der von ihm geplanten Route blind folgen. Einsame Berghütten, bewohnt nur von einem einzigen menschlichen Wesen und seinen Tieren, wechselten ab mit fröhlichen ausgelassenen Festen im

Flachland, aber auch mit harter Arbeit. Ungezählte Male hat Peter sagen müssen, von wo er kommt, wohin er geht, wo er aufgewachsen ist usw. Und ungezählte Male hat er freundlich Auskunft gegeben, oft Staunen, Ungläubigkeit und manchmal auch Misstrauen erntend. Peter erlebte aber Gastfreundschaften auf seiner Reise, an die er nie im Entfernte-



sten zu glauben wagte. Als einer der ihri-gen wurde er an so manchen Orten aufgenommen, Herz und Arme öffneten sich ihm; er teilte Freud und Leid mit ihnen, er lernte ihre Gebräuche kennen und lieben. Und oft ist es ihm schwer gefallen, wiederum adieu zu sagen. Ein grosser Verlust hat Peter getroffen kurz vor dem südlichen Alabama: sein treuer Gefährte, Cooper, starb. Cooper hinterlässt eine grosse Lücke, eine sehr schmerzliche, und der junge Mann ist noch heute nicht über den Verlust hinweggekommen.

Seine ursprüngliche Reise, ein ungefähres «V» zeichnend: Alfred (NY) – Washington DC – Murphy – Alabama – New Orleans, dann zurück entlang dem Mississippi ist noch nicht zu Ende. Bis New Orleans hat Peter 1900 Meilen (etwa 3000 km) zu Fuss zurückgelegt. Er startete seine Reise mit einiger Bitterkeit im Herzen, nach all dem, was er von seinem Land hören, lesen und lernen musste. Aber nach und nach hat sich Peters Einstellung gewechselt und es schien, dass auch sein Vaterland damit das Gesicht veränderte.

So hat dieser junge Amerikaner sein Vaterland kennenlernen und erleben dürfen, und er weiss, dass es auch heute noch unendlich viel Schönes, Gutes und Wahres gibt. Und Menschen, denen man vertrauen kann. Eine wunderbare Erkenntnis für einen jungen Menschen in der heutigen Zeit. Mögen noch viele Menschen – vor allem junge – erleben (es muss ja nicht unbedingt auf einem 2000-km-Marsch sein), dass sie auch heute noch an das Gute und Schöne glauben dürfen – weil es das noch gibt. Und das ist doch tröstlich!

Mö